

Interview | Interview | Intervista



Albert Oehlen

Wurde 1954 in Krefeld am Niederrhein geboren und ist seit Ende der 1970er Jahre international bekannt. Er hat unter anderem bei Jörg Immendorf studiert und zählt zu den Protagonisten des Neoexpressionismus. Im Zentrum seiner multimedial ausgerichteten Arbeit steht die Malerei. Seit 2002 lebt er mit seiner Familie in Appenzell Ausserrhoden, im Heimatort seiner Frau. 2007 liess er sich an einem Hang in Bühler AR ein neues Atelierhaus bauen.
(Foto Esther Freund)

Mascha Bisping

«Ich würde nichts ändern wollen»

Im Kanton Appenzell Ausserrhoden arbeitet der Künstler Albert Oehlen in ländlicher Umgebung in seinem 2007 von den spanischen Architekten Paloma Lasso de la Vega und Iñaki Abalos gebauten Atelierhaus. Ein Gespräch über Arbeitsatmosphäre, die Inspirationen von Stadt und Land und die Besonderheiten seines Atelierbaus.

Herr Oehlen, wie fühlen Sie sich als Niederrheiner im Appenzell?

Die Landschaft wie auch die Mentalität der Leute könnten nicht unterschiedlicher sein. Das ist fantastisch. Deshalb geht man ja an einen fremden Ort.

Wie waren die lokalen Reaktionen auf Ihren Atelierneubau? Wie hat man das hier in Bühler aufgenommen?

Es gab keinen Einspruch gegen das Bauvorhaben. Also von daher scheint es in Ordnung zu sein, aber natürlich wird es auch Leute geben, die es als Fremdkörper empfinden.

Aber es ist ja mit der Holzverkleidung aussen der lokalen Bauweise schon auch angepasst. War das die Idee dabei?

Ja, das war die Idee. Die Architekten haben diese senkrechte Verschalung mit den überlappenden Brettern an einem Stall hier in der Gegend gesehen und haben das übernommen. Dann war noch die Frage, ob man es weiss macht oder naturfarben belässt. Wir haben uns dann für Weiss entschieden. Jetzt ist es im Winter nicht so auffällig, dafür im Sommer umso mehr. Ich weiss gar nicht, ob ich es irgendwann neu streichen lassen soll. Vielleicht lasse ich es einfach verwittern.
Was war Ihnen besonders wichtig beim

Bau des Ateliers?

Die Vorgaben waren vor allem, eine gute Arbeitsatmosphäre zu schaffen, also einen grossen Raum ohne viele Winkel, genug Licht – und dass es schön sei, war der Wunsch.

Was ist denn schön an der Architektur?

Ich finde es schön, weil es dynamisch aus dem Berg herausguckt. Von aussen ist es natürlich schon ein wuchtiger Klotz, wobei es aber auf den Blickwinkel ankommt und auf die gleichzeitige Wahrnehmung der umgebenden Gebäude, mit denen man es vergleicht. Aber ich finde es wunderschön, jeden Tag.

Sie malen ja vor allem sehr grossformatige Bilder, und so war das Wandformat vermutlich auch ein Aspekt der Vorgaben.

Ja, genau, ich habe auch einen Gemäldeaufzug an einer Wand einbauen lassen, mit dem ich die Bilder einfach und gefahrlos in das untere Geschoss transportieren kann. Er hat ausserdem den Vorteil, dass ich das Gemälde beim Malen auch hoch und runterziehen kann, so dass ich keine Leiter brauche und mich zum Signieren nicht bücken muss. Unten landen die Bilder dann direkt neben dem Regal.

Das grosse praktische Gestell für Ihre Bilder unten hat mich auch schon beeindruckt.

Das ist sehr wichtig, und zwar nicht nur zur kurzfristigen Lagerung. Ich nehme ältere Bilder nach längerer Zeit auch gern wieder hervor und arbeite dann noch einmal daran.

Wie kamen Sie auf die Architekten, und wie gestaltete sich die Zusammenarbeit mit ihnen?

Es sind spanische Freunde, die immer in unterschiedlichen Büros gearbeitet haben und damals ein Paar waren. – Die sind damals gekommen und haben sehr rasch einen guten Vorschlag entwickelt. Die beiden haben übrigens nur bei diesem Projekt zusammengearbeitet. Mit Paloma Lasso de la Vega habe ich 1990 mal in einem sehr schönen Atelierhaus in Los Angeles zusammengewohnt. Und das Haus war so ein bisschen das Vorbild für mein Studio, wie ein Orientierungspunkt. Die Situation in Bühler ist natürlich eine ganz andere, vor allem weil das Grundstück an einem sehr steilen Hang liegt.

Diese Geländesituation war aber auch der Grund für die Wahl des Grundstücks, weil mich das Abenteuer daran angezogen hat. Ich hatte auch ein flaches Grundstück in Gais zur Auswahl. Da wäre es aber wohl, wenn man so schlicht und geradlinig baut, wie ich es mir vorstellte, zu konventionell ausgefallen, es wäre nicht so richtig was Besonderes dabei herausgekommen.

Hier ist das Besondere schon aus der Lage und der Spannung heraus gegeben. Wir sind auch hier sehr geradlinig vorgegangen, aber technisch und damit auch gestalterisch haben sich interessante Lösungen ergeben. Durch die anderen Probleme, durch die Einschränkungen ist dann etwas Originelles und gleichzeitig funktional völlig Plausibles entstanden.

Das überträgt sich tatsächlich auch auf die Atmosphäre. Es hat eine sehr ruhige Ausstrahlung, ist aber auch geschützt und gerichtet auf den Blick durch das eine grosse Fenster im Obergeschoss.

Ja, das mag ich auch sehr. Ich sehe sogar noch eine kleine Spitze vom Hohen Kasten, und der Blick in die Landschaft ist überhaupt wunderbar.

Das Atelierhaus Albert Oehlens in Bühler scheint aus dem steilen Hang herauszukommen. Die Dreiecksform wiederholt sich gegenläufig in den zwei Scheddächern.
Foto José Hevia





Die Beleuchtung funktioniert in der Tiefe des Raums vor allem über die Fenster im Scheddach, also eigentlich einer Fabrikdachform, die aber schon lange auch für Ateliers verwendet wird.

Das war ein Vorschlag der Architekten, um hier genügend Licht hineinzubekommen in den tiefen Raum. Als Maler will man natürlich Oberlicht haben. Unkonventionell ist allerdings die Ausrichtung nach Süden. Normalerweise sollte es Nordlicht sein. Das ging aber hier nicht, weil der Steilhang auf der Nordseite sehr nah ist, so dass zu wenig lange am Tag genügend Licht dagewesen wäre. Im Winter wäre es durch die Schneereflexion möglicherweise nicht so schlimm gewesen, aber wir vermuteten, das es im Sommer zu düster geworden wäre oder einen Grünthon bekommen hätte. Jetzt ist es so gut, aber ich muss doch ab und zu einige Fenster abblenden.

Wie sahen denn Ihre früheren Ateliers aus?

Ich habe mir immer grosse Wohnungen geleistet. Dass ich dort auch malte, war die Entschuldigung für die grosse Wohnung, die ich sehr genossen habe.

Damals waren die Bildformate maximal zwei Meter im Quadrat. Das kann man in einer Wohnung schon machen. Das habe ich in Madrid so gemacht und auch vorher schon. Dann hatte ich ein sehr schönes Atelier in Hamburg, ein ganz tolles Loft.

Sie hatten auch mal ein Atelier in Segovia?

Das war ein mittelalterlicher Wehrturm an der Stadtmauer. Das klingt sehr romantisch, aber es hat sich nicht wirklich bewährt. Ich hatte dort ein Atelierstipendium, das ich erst antreten konnte, als mein Vorgänger gegangen war. Als ich im Oktober endlich einziehen konnte, war es Winter und der Raum in den dicken alten Mauern kaum heizbar, weil ich auch gar keine Erfahrung mit dieser Art Ofen dort hatte. Ausserdem gab es nur Schiessscharten als Lichtschlitze, so dass die Leinwand zwischen den Fenstern im messerscharfen Gegenlicht stand. Da habe ich praktisch blind gemalt. Trotzdem sind 10 schöne Bilder entstanden, mehr aber auch nicht.

Sie reisen viel und besuchen auch andere Künstler. Welche Ateliers von Künstlerkollegen haben sie besonders beeindruckt?

Es gibt einige sehr schöne Ateliers. Julian Schnabels Atelier hat diese typische Schnabel-Ästhetik – sehr üppig. Das wäre nichts für mich, ist aber auf jeden Fall beeindruckend.

k+a

Bisping, Mascha: Ich würde nichts ändern wollen
issue 1, 2015



«
Besonders im Winter
fügt sich das mit weiss
gestrichenem Holz
verkleidete Atelierhaus
zurückhaltend in die Um-
gebung ein. Auf der einen
Seite sind die Sched-
dächer zurückgesetzt,
auf der anderen bündig
mit der Wand. Zusammen
mit dem um die Ecke
gehenden Balkon, den
asymmetrisch eingese-
zten Fenstern und dem
Sichtbeton im zurück-
gesetzten Unterge-
schoss ergibt sich ein
spannungsreiches Spiel
der Elemente und Details.
Fotos José Hevia

Das Licht fällt über die
grossen Fenster in den
zwei Scheddächern ein.
Der hölzerne Fussboden
wärmt die Atmosphäre
auf. Das Atelier ist ein Ort,
der Arbeiten und Wohl-
fühlen vereinigt. An den
Wänden hängen zum Teil
wechselnde Bilder von
anderen Künstlern.
Foto José Hevia



Der grosse Atelierraum im Obergeschoss wird durch die schlichte Treppe erreicht, auf deren Brüstung oben immer eine lange Reihe von Farbtuben bereit liegt. Foto José Hevia

Vor nicht langer Zeit habe ich Georg Baselitz besucht, für den Herzog und DeMeuron bei München ein neues Atelier auf seinem Anwesen gebaut haben. Das fand ich sehr beeindruckend, weil es nicht übertrieben ist, aber es ist alles da. Es ist sehr schön gelegen, und er arbeitet da ganz allein in der Abgeschiedenheit. Aber alles in allem glaube ich, dass meins schon das beste Atelier ist (lacht). – Naja, das schönste ist wahrscheinlich das von Ed Ruscha. Das sind mehrere zweckmässige Hallen, und dann geht es hinaus in den Garten. An verschiedenen Orten dort können auch andere Leute arbeiten, also Leute, die ihm assistieren, z.B. Büroarbeiten machen. Er selbst geht dann eben auch in den Garten und arbeitet da. Das stelle ich mir phantastisch vor, obwohl es für meine Art des Arbeitens nicht geeignet wäre.

Gibt es etwas, das Sie heute an Ihrem Atelierbau anders machen würden?

Das habe ich mich auch schon oft gefragt, komme aber immer zur gleichen Antwort: Nein, ich würde nichts anders machen wollen. Allenfalls kleine Details, wie etwa den Einbau einer Dusche oder die Technik der Lichtblenden.

Wann arbeiten Sie am Tag? Wie organisieren Sie sich, wenn Sie hier im Appenzell sind?

Um halb acht schicke ich die Kinder zur Schule und wenn die raus sind, gehe ich auch und bin 10 Minuten später im Atelier – ich wohne ein Dorf weiter – und arbeite bis abends. Zum Abendessen bin ich dann wieder zuhause. Auf jeden Fall wollte ich räumlich vom Wohnhaus weg, wenn auch der Abstand nicht so gross hätte sein müssen. Es ist nicht so gut, wenn die Familie jederzeit kommen kann oder ich jederzeit auf einen Kaffee nach Hause kann. Einen gewissen Abstand braucht es für die Konzentration.

Beziehen Sie Anregungen für Ihre Bilder auch aus der Landschaft?

Nein, Landschaft hat für meine Kunst keine Bedeutung, ausser, dass es für mich wichtig ist, in einer schönen Landschaft zu sein. Das bedeutet mir sehr viel, setzt sich aber nur indirekt in die Arbeit um.

Hat sich in Ihrer Malerei etwas verändert seit Sie hier sind?

Sicher, aber weniger durch die Schweiz oder das Atelier, sondern mehr, weil Zeit vergangen ist. Die neue Arbeit kommt immer aus der alten, also aus dem, was ich vorher gemacht und gedacht habe, ergibt sich etwas Neues bei mir. Meine Kunst würde ich nicht gerade als völlig autonom bezeichnen, aber doch als unabhängig von der unmittelbaren landschaftlichen Umgebung. Also meine Malerei ist nicht «hügeliger» oder «grüner» geworden, seit ich hier bin.

Vermissen Sie nicht auch die Stadt als Anregung?

Oh doch, ja. Stadt heisst für mich zum Beispiel, dass dort Freunde sind, die man zum Abendessen trifft oder auf ein Feierabendbier, wo man über Dinge spricht, die mit Kunst zu tun haben – das vermisse ich sehr.

Aber ich muss mich auch fragen, warum ich immer wieder wegziehe von der Stadt, wenn ich sie angeblich so sehr vermisse. Man kann eben nicht alles haben. Ich bin immer wieder in entlegene Orte gegangen und dann wieder ins andere Extrem. Ich kann mich da wohl nicht so klar entscheiden.

Sie haben ja auch mal im Ortsmuseum in Gais eine Ausstellung gemacht?

Ja, die haben mich angefragt. Schliesslich habe ich für den sehr kleinen Raum etwa zehn 70 mal 80 cm grosse Collagen angefertigt, auf denen ich Fotos und Skizzen zusammenstellte, die bei verschiedenen Projekten im öffentlichen Raum entstanden sind: ein Projekt für die Expo etwa, ein Opernbühnenbild oder auch einen Teppichentwurf. Es war eigentlich fast wie eine Retrospektive auf 10 Quadratmetern. Das Beste daran war aber, dass ich mich den Leuten hier mal mit meinen Sachen vorstellen konnte. Ich hab ganz viel geredet und die haben gesehen, dass ich kein arroganter «Dütscher» bin. Die waren, glaube ich, etwas überrascht.

Jetzt haben Sie hier gerade einige «Baumbilder» in Arbeit. Wie ist es dazu gekommen?

Ende der 1980er Jahre habe ich drei Baumbilder gemalt und mir ein paar Gedanken dazu gemacht. Dann habe ich einige Zeichnungen angefertigt und das wieder ruhen lassen. Um 2005 habe ich erneut ein Baumbild gemalt, und darauf aufbauend eine Serie. Das Ziel ist, keine naturalistischen Bäume zu malen, sondern mit wenigen einschränkenden Vorgaben zu einem Ergebnis zu kommen: Es gibt ein Wurzelwerk, das quasi so eine Art Spiegelbild zu der Gestalt oberhalb der Erde ist, das Ganze muss irgendwie zentriert sein, und es darf nach aussen nicht dicker werden. Dann aber kann der einzelne Ast machen, was er will. Da kann jede Verrücktheit stattfinden. Das reizt mich an dem Thema, die Einfachheit der Einschränkungen. Schliesslich repräsentiert es einerseits die Freiheit der Abstraktion und gleichzeitig aber auch etwas Figuratives, Wiedererkennbares.

Ich arbeite an mehreren Bildern zugleich. Das Baumbild unten im Erdgeschoss zum Beispiel ist fast okay. Da mache ich nur noch zwei oder drei Striche dran.

Also doch eine Anregung von den Winterbäumen in Bühler?

Ja (lacht) jetzt haben Sie mich wohl erwischt! ●

Zur Autorin

Mascha Bisping ist Kunsthistorikerin mit Schwerpunkten in Architektur-, Städtebau- und Landschaftsarchitekturgeschichte. Sie lebt und arbeitet in Zürich und unterrichtet u.a. an der Hochschule Luzern T & A.
Kontakt: mascha.bisping@bluewin.ch
www.maschabisping.ch



Der grosse Atelierraum bietet viel Wandfläche für die Arbeit an den grossformatigen Bildern, die über den Bilderaufzug (rechts im Bild oben) ins untere Geschoss transportiert werden können. Dort lagern sie in einem grossen Bilder- und Materialgestell.
Fotos Mascha Bisping